

Wolfgang Imo (Münster)

„Versteckte Grammatik“: Weshalb qualitative Analysen gesprochener Sprache für die Grammatik(be)schreibung notwendig sind

- 1 Syntax: Theorie und Empirie
- 2 „Randgrammatik“ und „Kerngrammatik“?
3. „Versteckte Grammatik“: Diskursmarker und Vergewisserungssignale
- 3.1 Der Diskursmarker *ich mein(e)*
- 3.2 Das Vergewisserungssignal *nicht wahr?*
- 4 Fazit: „Versteckte Grammatik“ statt „Randgrammatik“

1 Syntax: Theorie und Empirie

Untersuchungen zur syntaktischen Struktur einer Sprache verlassen sich traditionellerweise entweder auf Introspektion oder auf die Analyse von literarischen Texten oder Zeitungsbelegen. Das Problem bei der ersten Methode ist, dass vorschnell Strukturen als ungrammatisch bezeichnet werden, die nicht dem eigenen, persönlichen Sprachgefühl entsprechen. Äußerungen wie „ich würde so etwas nie sagen“ stellen fast reflexartige Muster dar, vor allem dann, wenn man über normativ stigmatisierte Ausdrücke nachdenkt. Oft sieht die Realität aber anders aus, denn im konkreten Kontext erscheinen viele der unter einer dekontextualisierenden Betrachtung als falsch eingestuften syntaktischen Strukturen völlig unmarkiert und unproblematisch.

So würde wohl kaum ein Sprecher des Deutschen denken, dass die subordinierende Konjunktion „dass“ zusammen mit einer Verbzweitstellung (Hauptsatzstellung) verwendet werden kann. Wie Freywald (2008) zeigt, kommt diese Struktur aber gar nicht mal so selten vor (sie hat insgesamt 160 gegenwartssprachliche Belege gesammelt), und wenn man einen Satz wie „aber ich hab MANCHmal, an manchen stellen den eindruck, dass HIER steht der poeta doctus dem dichter im WEG“¹ (Freywald 2008: 248) hört, merkt man, dass diese Struktur überhaupt nicht auffällig ist – was eine Reihe von Gründen hat, die von der Prosodie bis hin zu besonderen funktionalen Aspekten reichen. Freywald (2008: 269) bezeichnet „dass“ in diesen Fällen nicht als Konjunktion, sondern als „Assertionsmarker“. Sprecherintuition und Introspektion sind also Instrumente, die man nur mit äußerster Vorsicht für Aussagen über grammatische Strukturen des Deutschen verwenden kann.

Das Problem mit der zweiten Herangehensweise, der Analyse von schriftsprachlichen Korpora, besteht darin, dass die untersuchten Texte meist von Fachleuten wie Lektoren in

¹ Dieses Beispiel stammt nicht etwa von einem Deutsch-Anfänger, sondern aus einer Sendung im Deutschlandfunk (14.7.2004), worauf auch die Lexik und das Thema hinweisen.

Anlehnung an die Vorgaben normativer Grammatiken redigiert wurden und so nicht den tatsächlichen Zustand der Sprache widerspiegeln. Eine Ausnahme bilden dabei allerdings unredigierte schriftliche Texte wie Postkarten (Diekmannshenke 2002), „Briefe kleiner Leute“ (Elspaß 2005) und natürlich der große Komplex der computervermittelten Kommunikation (Chat, Foren, E-Mails etc.).²

Wenn man spontan produzierte, unkorrigierte Schriftdaten (wie z.B. Chat-Protokolle) oder Gesprächsdaten aus Alltagsinteraktionen der Syntaxanalyse zu Grunde legt, so stellt man fest, dass dort zahlreiche Konstruktionen auftauchen, die in Grammatiken überhaupt nicht oder nur als Fußnote oder in einem kleinen Absatz als scheinbar nebensächliche Phänomene – Fries (1987) spricht von „Randgrammatik“ – behandelt werden. Insofern könnte man tatsächlich davon sprechen, dass qualitativ orientierte, empirische Analysen gesprochener Sprache „neue“ syntaktische Strukturen aufdecken – „neu“ heißt in diesem Fall allerdings lediglich „neu für die traditionellen Grammatiken“. Ein Blick in die Sprachgeschichte zeigt nämlich oft, dass diese Strukturen nicht wirklich neu sind, sondern eine lange Tradition haben – nur eben keine Anerkennung als zentraler Grammatikbestandteil des Deutschen erfahren haben. Im Folgenden möchte ich nun zunächst mit der Unterscheidung zwischen Kern- und Randgrammatik (Fries 1987) eine Möglichkeit vorstellen, wie man mit vielen gesprochensprachlichen Phänomenen umgehen könnte. Im Anschluss daran soll anhand der Diskussion einiger Beispielfälle aus dem gesprochenen Deutsch gezeigt werden, inwiefern diese Aufteilung problematisch ist.

2 „Randgrammatik“ und „Kerngrammatik“?

Fries (1987) entwickelte sein Konzept der Unterscheidung zwischen einer „Randgrammatik“ und einer „Kerngrammatik“ auf Grund der Beobachtung, dass es im Deutschen Strukturen gibt, die wie Sätze verwendet werden, aber nicht dem traditionell angenommenen Satzmuster (d.h. der Abfolge von mindestens einem Subjekt und einem Prädikat) entsprechen. Als Beispiele gibt er Sätze wie „Ich und CDU wählen?“, „Alle mal herhören!“, „Einfahrt freihalten!“ oder „Du Esel!“ an (Fries 1987: 75-77). Ein einfacher Ausweg aus dem Dilemma, wie mit solchen Strukturen umzugehen ist, besteht darin, sie als Ellipsen zu analysieren. Dabei könnte man die traditionelle Grammatik beibehalten und würde alles, was nicht den dort aufgeführten Strukturen entspricht, einfach als defizitäre Realisierungsweisen

² Dies ist einer der Gründe, weshalb die aktuelle Duden Grammatik (2005) ein „besonderes Gewicht“ auf Sprachbelege z.B. aus dem Internet gelegt hat, anstatt sich, wie früher, v.a. auf Belege aus literarischen Werken zu stützen.

bezeichnen. Diese Sicht ist nach Fries (1987: 87) aus zwei Gründen jedoch nicht optimal: Zum einen verfügen die von ihm als Beispiele angeführten Konstruktionen „typ-spezifisch über grammatische und pragmatische Eigenarten, die nicht mit den grammatischen Eigenarten entsprechender ‚voller Sätze‘ übereinstimmen“, zum anderen besitzen sie „typ-übergreifende Gemeinsamkeiten, welche sie klar von ‚normalen Sätzen‘ unterscheiden“ lassen. Auf Grund dieser Idiosynkrasien sowie der Stabilität der Konstruktionen³ ist somit davon auszugehen, dass die Grammatiken um neue Einträge erweitert werden müssen. Fries fordert nun aber nicht eine einfache Erweiterung von Grammatiken, sondern er unterscheidet zwischen der „Kerngrammatik“ und der „Randgrammatik“. Erstere umfasst abstrakte Muster und Regeln, gilt für weite Bereiche der Sprache (z.B. mit Mustern wie *Hauptsatz*, *Nebensatz* etc.) und kann sprachübergreifend in vielen Einzelsprachen festgestellt werden. Die „Randgrammatik“ dagegen ist einzelsprachlich verortet und ihre Einträge benötigen eine Menge an jeweils idiosynkratischen Zusatzinformationen z.B. über den situativen Gebrauch oder die Funktion einer Konstruktion. Trotz dieser Trennung ist von Fries (1987: 93) aber keine Wertung im Sinne von „eigentlicher“ und „nebensächlicher“ Grammatik intendiert: „Der Begriff „Randgrammatik“ sollte aber nicht suggerieren, dass es sich hierbei um Konstruktionen von untergeordneter Bedeutung handele; ‚marginal‘ ist lediglich ihr systemtheoretisch fundierter Standort“. Anhand einer Liste von insgesamt acht Punkten versucht Fries, Kriterien für die Bestimmung randgrammatischer Strukturen aufzustellen. So sollen randgrammatische Konstruktionen „über einen hohen Grad konstruktionseller Distributionsbeschränkungen“ (Kriterium 1), und „konstruktionstypischer Idiosynkrasien“ (Kriterium 2) verfügen, sie „selektieren relativ genau bestimmte Tonmuster“ (Kriterium 3), zeigen eine „starke Tendenz zur Formelhaftigkeit und zur Idiomatisierung“ (Kriterium 4), verfügen über einen „relativ hohen Vagheitsbereich“ (Kriterium 5), „sind in ihrem Auftreten hochgradig an bestimmte Situations- und Text-Spezifika gebunden“ (Kriterium 6), „sind in einem hohen Grade einzelsprachliche Konstruktionsmuster“ (Kriterium 7) und „bilden in einem verstärkten Maße Ausnahmen zu universell bevorzugten Relationen“ (Kriterium 8) (Fries 1987: 84-97).

So wichtig der Blick von Fries auf bislang vernachlässigte grammatische Strukturen des Deutschen aus forschungsgeschichtlicher Perspektive war, so problematisch ist eine Trennung in zwei grammatische „Welten“ aus heutiger Sicht. Wie empirische Untersuchungen sowohl zu vermeintlich „randgrammatischen“ wie auch

³ Der Begriff der „Konstruktion“ wird hier im Sinne von Fries (1987) als Synonym für „Muster“ oder „(Satz)Kategorie“ verwendet und nicht im Sinne der Konstruktionsdefinition der *Construction Grammar* (Croft (2002), Goldberg (1996), Fillmore/Kay/O’Connor (1988)).

„kerngrammatischen“ Phänomenen gezeigt haben, ist eine solche Trennung nicht haltbar. Vieles aus der Kerngrammatik wäre nach den Kriterien von Fries der Randgrammatik zuzurechnen und vieles aus der Randgrammatik der Kerngrammatik.

So ist zum Beispiel die Struktur der deutschen Verbklammer ein einzelsprachliches Phänomen, das aber unbestreitbar einen zentralen Bestandteil jeder deutschen Grammatik (z.B. als Satzbauplan) ausmacht und ausmachen muss (nach Kriterien 7 und 8 müsste schon der deutsche Hauptsatz zur Randgrammatik gezählt werden). Die Analyse empirischer Daten (z.B. Imo 2007) zeigt, dass Matrixsätze mit eingeleiteten Nebensätzen gerade nicht als unmarkierte Konstruktionen verwendet werden, sondern in ihrem Auftreten an formelle Kommunikationssituationen gebunden sind. Auch hier weist ein unbestreitbar kerngrammatisches Muster randgrammatische Kriterien auf, nämlich die Kriterien 2 und 6. Tonmuster wie auch Idiomatisierungen (Kriterien 3 und 4) sind beispielsweise eng mit Fragen oder Imperativsätzen – die ebenfalls traditionell zur Kerngrammatik gezählt werden – verbunden. So gilt eine steigende Intonation als typische Frageintonation („Wie bitte?“) – was natürlich nicht heißt, dass Fragen nicht auch in anderen Intonationsmustern realisiert werden können – und eine fallende als typisch für Imperative („RAUS!“). Idiomatisierungen finden sich gerade bei diesen beiden kerngrammatischen Strukturen besonders häufig: „Womit kann ich helfen?“, „Wie viel Uhr ist es?“, „Tür zu!“, „Zurückbleiben!“ – die Liste könnte endlos fortgesetzt werden. Auch Modalpartikeln, die als Wortart in fast allen Grammatiken Erwähnung finden, haben eine prosodische Idiosynkrasie, indem sie als nicht betonbar gelten (Kriterium 3), sie verfügen über einen äußerst hohen Vagheitsbereich, der zum Beispiel bei Übersetzungen von deutschen Texten in andere Sprachen immer wieder zu Problemen führt (Kriterium 5), sind nicht universell (Kriterien 7 und 8) unterliegen bestimmten Distributionsbeschränkungen, da sie nur im Mittelfeld von Sätzen produziert werden können (Kriterium 1) und sind durch pragmatische und situationsbedingte Faktoren determiniert und nur im Rückgriff auf diese Faktoren interpretierbar (Kriterium 6).

Fries versuchte, an der Sichtweise von Grammatik als einem universellen (im Sinne einer Universalgrammatik) und hoch abstrakten Regelsystem festzuhalten. Ende der achtziger Jahre entstand als Gegenbewegung zu derart konzipierten Grammatiken mit den Ansätzen der *Cognitive Grammar* (Langacker 1987) sowie der *Construction Grammar* (Fillmore/Kay/O'Connor 1988, Fillmore 1988) eine Alternative, in der Grammatik als eine Sammlung von Konstruktionen betrachtet wird, die alle mehr oder weniger idiosynkratisch sind. Grundlage war die Beobachtung, dass ein detaillierter Blick sowohl auf die Verwendung grammatischer Muster im Gebrauch (ganz gleich, ob im Gespräch oder beim Schreiben) als

auch in Bezug auf den Sprachvergleich (vgl. hierzu beispielsweise Croft 2002) zu dem Ergebnis führte, dass *jede* Grammatik einen extrem hohen Anteil an Einzelsprachgebundenheit und Idiosynkrasie aufweist. Croft stellt dabei in seiner *Radical Construction Grammar* (2002) besonders gut das Vorgehen heraus, mit dem man eine konstruktionsbasierte Grammatik aufbaut: Es werden die Konstruktionsmuster zusammengetragen, die tatsächlich in einer Sprache vorkommen, d.h. wiederkehrende Strukturen, die jeweils als Verbindungen von formalen mit funktionalen bzw. semantischen Einträgen gewertet werden. Dabei können auch Kategorien wie z.B. Wortarten, Satzglieder oder Phrasentypen (wie z.B. Matrixsatz) extrahiert werden, die aber immer nur im Kontext der Konstruktionen existieren, in denen sie tatsächlich auch innerhalb einer Sprache vorkommen: „Categories are defined by the roles they play in constructions. Hence the categories are unique to each construction“ (Croft 2002: 59). Diese Sichtweise ist von Fillmore/Kay/O’Connor (1988: 504) bekanntermaßen im Rahmen ihrer Diskussion von idiomatischen Ausdrücken, die traditionellerweise als „Appendix“ der „eigentlichen“ Grammatik angehängt wurden, so formuliert worden, dass dieser „Appendix“ in Wirklichkeit den Hauptteil der Grammatik ausmacht: „This ‚Appendix to the Grammar‘ can be thought of as the repository of what is IDIOMATIC in the language. One of our purposes is to suggest that this repository is very large“ (Fillmore/Kay/O’Connor 1988: 504).

Die Postulate der überwiegend empiriefernen und theoretisch ausgerichteten Ansätze der *Construction Grammar* und *Cognitive Grammar* werden gestützt durch die Erkenntnisse aus den empirisch arbeitenden Disziplinen der *Gesprächsanalyse*, *Interaktionalen Linguistik* und der *Grammatikalisierungsforschung* (z.B. Auer 2002, Deppermann 2006, 2007, Günthner 2003, 2004, 2006, Günthner/Imo 2006, Ono/Thompson 1995, Selting/Couper-Kuhlen 2001). Nach Haspelmath (2002: 263) ist Grammatik nicht anderes als „geronnener Diskurs“,⁴ d.h. das, was wir als grammatische Strukturen vorfinden – ganz gleich ob „kerngrammatisch“ oder „randgrammatisch“ – hat seinen Ursprung in den Bedürfnissen der SprachnutzerInnen und dem wiederholten Anwenden von Mustern, die sich für bestimmte Zwecke bewährt haben: „Grammatik entsteht als Nebenprodukt des Sprechens in der sozialen Interaktion. Dieses Entstehen von Grammatik nennt man Grammatikalisierung“ (Haspelmath 2002: 263). Keller (1997) vergleicht Sprachstruktur daher mit einem Trampelpfad: Wenn genügend Menschen das gleiche tun, entsteht etwas, das irgendwann den Anschein hat, als sei es geplant produziert worden.

⁴ Vgl. auch White (1995: 1035): „Linguistics continues to construe language as evolved independently of the form of social organization, which surely is implausible. [...] Talk comes first.“

Was bedeutet dieser Perspektivenwandel von Grammatik als festem, situationsunabhängigem System hin zu Grammatik als ständiger Routinisierungsleistung? Er bedeutet vor allem, dass durch Korpusanalysen – sowohl qualitative Analysen, die in der Lage sind, situative, funktionale, prosodische, sequenzielle etc. Merkmale in ihrer vollen Bedeutung zu beschreiben als auch quantitative Analysen, die Aussagen über Distributionshäufigkeit zulassen – an empirisch vorliegendem Material grammatische Strukturen unvoreingenommen und möglichst induktiv (vgl. Bubenhofer 2009) extrahiert werden müssen. Das heißt nicht, dass die Tradition der Grammatikschreibung seit der Antike nicht länger als relevant angesehen werden darf – die Beschreibungen in den Grammatiken treffen auf normative, konzeptionell schriftliche Sätze meist zu. Das Problem traditioneller Grammatiken ist aber, dass ihre Beschreibungen typischerweise nur für bestimmte Situationen und Kontexte zutreffen und dass ein großer Teil an grammatischem Inventar mit ihren Terminologien und Systematiken nicht erfasst werden kann. Dieser nicht berücksichtigte Teil umfasst aber weite Bereiche gesprochensprachlicher Strukturen, die sowohl hochgradig rekurrent als auch kommunikativ von großer Bedeutung sind. Deren Beschreibung ist ein Desiderat für die Grammatikschreibung – wie es in Ansätzen in der Duden Grammatik (2005), der Textgrammatik von Weinrich (2005) und der IDS Grammatik (Zifonun et al. 1997) bereits geschehen ist.⁵ Im Folgenden sollen anhand der bislang marginalisierten – aber keineswegs randgrammatischen – Konstruktionen der *Diskursmarker* und *Vergewisserungssignale* (*tag questions*) einige Vorschläge zur Beschreibung der „versteckten Grammatik“ gemacht werden. Mit dem Begriff „versteckte Grammatik“ möchte ich darauf verweisen, dass viele der Strukturen, die in den letzten Jahrzehnten von der Gesprochenesprache-Forschung beschrieben wurden, keineswegs Resultat eines aktuellen Sprachwandels (oder gar eines Sprachverfalls) sind, sondern schon lange Teil der Grammatik der deutschen Sprache waren, aber auf Grund der Fokussierung von Linguisten auf konzeptionelle Schriftlichkeit und auf Monologismus (vgl. Linell 2005 zum „written language bias“ in der Linguistik) nicht beachtet wurden.⁶

⁵ Vorbild können hierbei auch englische Grammatiken wie die von Quirk et al. (2003) sein, die tendenziell offener für gesprochensprachliche, varietätenspezifische und situationsspezifische Strukturen sind als deutsche Grammatiken.

⁶ Vgl. auch Elspaß (2002), der in Bezug vieler scheinbar „neuer“ syntaktischer Strukturen in der computervermittelten Kommunikation von „altem Wein und neuen Schläuchen“ spricht, da diese Muster bereits lange vorher in alltagsschriftlichen Texten auftauchten.

3 „Versteckte Grammatik“: Diskursmarker und Vergewisserungssignale

Die Wahl der beiden Konstruktionen *Diskursmarker* (hier exemplarisch am Beispiel *ich mein(e)* dargestellt) und *Vergewisserungssignal* (das deutsche Äquivalent englischer *tag questions* wird hier exemplarisch an der Phrase *nicht wahr?* illustriert) liegt darin begründet, dass sie jeweils als Vertreter für initiale und finale „Satzrandkonstruktionen“ (Selting 1994) zu werten sind. Der Anfang und das „Ende deutscher Sätze“ (Auer 1991) sind Positionen, an denen besonders oft gesprächsstrukturierende und lange Zeit nur wenig beachtete grammatische Strukturen zu finden sind.

3.1 Der Diskursmarker *ich mein(e)*

Der Begriff *Diskursmarker* wurde zunächst im angelsächsischen Raum (mit den meist synonym verwendeten Ausdrücken *discourse marker*, *pragmatic marker*, *discourse particle* und *pragmatic expression*) eingeführt, um Wörter oder Phrasen zu bezeichnen, die am Äußerungsrand produziert werden (meist äußerungsinitial) und textstrukturierende, gesprächsorganisierende und interpersonelle Funktionen haben.⁷ Je nach Sichtweise wurde der Phänomenbereich dabei teils sehr weit gefasst, indem alle Partikeln oder Floskeln untersucht wurden, die in irgendeiner Weise mit Gesprächsstruktur zu tun hatten. Im Deutschen wurden solche Einheiten oft als *Gliederungssignale* (Willkop 1988, Helbig/Buscha 2001, Weinrich 2005) behandelt. Qualitative empirische Analysen gesprochener Sprache (und in letzter Zeit auch von Zeitungstexten) haben aber gezeigt, dass innerhalb dieser großen Gruppe von Gliederungssignalen die *Vor-Vorfeldausdrücke* (Thim-Mabrey 1988), also die Gliederungssignale, die vor einer Äußerung platziert werden, besondere Funktionen und strukturelle Eigenschaften haben. Im Rückgriff auf den englischen Begriff *discourse marker* haben Günthner (1999) und Gohl/Günthner (1999) bei ihren Untersuchungen der Konnektoren *obwohl*, *wobei* und *weil* für diese Einheiten die Bezeichnung „Diskursmarker“ verwendet. Eine alternative Bezeichnung, die vor allem auf die strukturelle Qualität von Diskursmarkern – ihre Kraft, eine Folgeäußerung zu projizieren – hinweist, ist der von Barden/Elstermann/Fiehler (2001) vorgeschlagene Ausdruck „Operator-Skopos-Strukturen“. Im Rahmen ihrer Analyse der Konjunktion *weil*, die in vielen Fällen nicht als Konjunktion zu beschreiben ist, sondern gesprächsstrukturierend eingesetzt wird,⁸ stellen Gohl/Günthner (1999: 59-63) eine Reihe von Kriterien auf, die Diskursmarker erfüllen:

⁷ Brinton 1996, Erman 1987, Fraser 1990, Lenk 1998, Schiffrin 1987, Schourup 1982.

⁸ Gohl/Günthner (1999) sehen diese Entwicklung als Grammatikalisierungsprozess an. Deutlich wird der Verlust der Eigenschaften einer subordinierenden Konjunktion in Fällen wie dem in Auer/Günther (2004: 5) diskutierten Beispiel

- i. Diskursmarker haben einen „reduzierten semantischen Gehalt“,
- ii. Diskursmarker beziehen sich „auf eine größere Einheit als den Satz (Skopusausweitung)“,
- iii. Diskursmarker sind „eher gesprochen- als geschriebensprachlich“ konnotiert,
- iv. Diskursmarker sind „kurze, meist einsilbige Einheiten“,
- v. Diskursmarker stehen „in Initialposition, oft außerhalb der syntaktischen Struktur eines Satzes bzw. nur lose damit verbunden“ und
- vi. Diskursmarker sind „optionale, d.h. grammatisch und semantisch nicht-obligatorische Elemente, die SprecherInnen benutzen können, um ihren Diskurs zu organisieren“.

Anhand des Diskursmarkers *ich mein(e)* (vgl. Günthner/Imo 2003) soll gezeigt werden, inwiefern Diskursmarker ein für die gesprochene Sprache zentrales grammatisches Mittel bereitstellen.⁹ Das folgende Beispiel stammt aus einer Folge der Fernsehsendung *Big Brother*. Verena (Ver) erzählt Jürgen (Jrg), dass sie nichts dagegen hätte, wenn die ZuschauerInnen sie beim nächsten „Voting“ aus dem Container „herauswählen“ würden.¹⁰

Gesprächsbeispiel 1: *Big Brother - Spiel*

1 Ver ich freu mich auf SONNtag und ähem;
 2 (2.0),
 3 ich will jetzt hier nIch schon wieder Anfangen <<lachend>
 RUMzujammern oder so,>
 4 also wenn i- (.)
 5 falls ich nich RAUS komme,
 6 durchhalten werd ichs auf jeden FALL irgendwie so,
 7 a:ber ich würd mich schon freuen wenn ich RAUS komme weil,
 8 hhh irgendwie NERVT,
 9 also es is so wie wenn man in URlaub fährt und du triffst da
 äh:m, (.)
 10 halt LEUte,
 11 und die sind auch alle totAl NETT so und,
 12 aber irgendwie haste auch nach ner zeit echt kein BOCK mehr und
 äh-
 13 (1.0)
 14 jetzt äh- (.)
 15 was alleIne ma- (.)
 16 → ich mein oKAY,
 17 das ist das SPIEL hier und äh, (.)
 18 ne, (.)
 19 es ist jetzt halt SO irgendwie,

„Prüfung“. Der Diskursmarker „weil“ (Z. 4) leitet keinen Nebensatz ein, sondern signalisiert lediglich einen Aktivitätsbruch (Aussage – Reformulierung, Aussage – Explikation etc.):

PRÜFUNG

01 Andi: ((...))
 02 bisher isch ja (.) des isch alles immer schön im sand
 verlaufen;=
 03 =und den profs wars eigentlich im grund gnommen au scheißegal;
 04 =weil phh (-) ja;
 05 also (.) des geht denen halt au am arsch vorbei.

⁹ Wie Betz (2006) zeigt, nutzen auch Zeitungstexte die strukturierenden Funktionen von Diskursmarkern.

¹⁰ Der Aufbau von *Big Brother* besteht darin, dass eine Gruppe von Menschen in einen Container einziehen und rund um die Uhr von Kameras und Mikrofonen überwacht werden. In regelmäßigen Abständen dürfen dann die Zuschauer eine Person benennen, die den Container verlassen muss. Wer bis zum Schluss übrig bleibt, hat gewonnen. Die Transkripte wurden auf der Basis des von Selting et al. (1998) entwickelten „Gesprächsanalytischen Transkriptionssystem GAT“ erstellt.

20 dass ich (.) ECHT (.) halt manche rEden und das alles irgendwie
 nich mehr hören kann und-
 21 (1.0)
 22 ja;
 23 (1.0)
 24 mich halt echt äh (.)vielleicht auf sonntag FREUe.
 25 Jrg äh ja; (.)

Zunächst sagt Verena, dass sie sich auf die nächste Zuschauerwahl am Sonntag freut (Z. 1). Nach einer zweisekündigen Pause folgt eine längere parenthetische Äußerung (vgl. Mazeland 2007 zur Struktur parenthetischer Sequenzen) auf Diskursebene, in der sie ihre Aussage dahingehend qualifiziert, dass sie zwar nicht traurig wäre, wenn sie den Container verlassen muss, aber dennoch nicht von selbst aufgeben würde. In Z. 7 knüpft sie an ihre Äußerung in Z. 1 mit dem Verb „freuen“ wieder explizit an und liefert eine Begründung nach („weil, hhh irgendwie NERVt,“). Von Z. 9 bis 15 baut sie dann – eingeleitet durch „also“ – diese Begründung aus. Sie bricht ihre Äußerung in Z. 15 mitten im Wort („ma- (.)“) ab, produziert den Diskursmarker „ich mein“, gefolgt von einer Einräumung signalisierenden (vgl. Fischer 2006) „oKAY“ (Z. 16). Die Einräumung besteht in der Aussage, dass es sich bei *Big Brother* lediglich um ein nicht ernst zu nehmendes Spiel handelt (Z. 17) und wird durch das Vergewisserungssignal „ne“ (vgl. Imo i.Dr.) in Z. 18 als beendet markiert, woraufhin Verena wieder zu ihrer Aufzählung der Dinge zurückkehrt, die sie an *Big Brother* und den anderen ContainerbewohnerInnen nerven. Mit der Wiederholung der Aussage, mit der diese Sequenz begann – nämlich, dass sie sich auf Sonntag freut (Z. 24) – schließt sie ihren Turn ab.

Wie man an dem „ich mein“ aus Z. 16 sehen kann, treffen alle Bedingungen für einen Diskursmarker zu – und keine für, wie eigentlich zu erwarten wäre, einen Matrixsatz:

1. Die Floskel *ich mein(e)* hat einen reduzierten semantischen Gehalt, d.h. es wird nicht eine Meinungsäußerung signalisiert (**Ich bin der Meinung, dass es okay ist*). Damit ist ausgeschlossen, dass es sich um einen regulär gebildeten Matrixsatz handelt, auch wenn auf der formalen Oberfläche der Eindruck entsteht und „ich mein“ natürlich in anderen Umgebungen auch als Matrixsatz verwendet werden könnte (z.B. in einer Äußerung wie *Ich meine wir sollten jetzt besser gehen. ⊥ Ich bin der Meinung, dass wir jetzt besser gehen sollten.*)
2. Die Floskel bezieht sich auf eine Einheit oberhalb der Satzebene: Eingeleitet wird nicht so sehr das „oKAY“ (Z. 16) oder der folgende Satz „das ist das SPIEL hier“ (Z. 17), sondern die komplette Nebensequenz der Einräumung von Z. 16 bis 18.
3. *Ich mein(e)* findet sich vor allem in gesprochensprachlichen Texten sowie in Texten, die gesprochene Sprache nachbilden. Außerdem ist die Floskel phonologisch reduziert

und wird meist als *ich mein* oder sogar noch weiter reduziert in einer einzigen Silbe als *chmein* realisiert.

4. *Ich mein(e)* wird vor einer Äußerung bzw. Äußerungssequenz realisiert und projiziert eine Folgehandlung – im vorliegenden Fall eine Einräumung. Es ist nicht mit der Nachfolgeäußerung syntaktisch verbunden (das Wort „oKAY“ in Z. 16 und der Satz „das ist das SPIEL hier“ in Z. 17 sind jeweils als eigenständige Äußerungseinheiten zu werten), ist somit nicht semantisch obligatorisch und wird diskursfunktional verwendet.

Sind Diskursmarker nun als Teil der Randgrammatik zu bezeichnen? Viele der Kriterien von Fries (1987: 84-87) treffen auf *ich mein(e)* nicht zu: Diskursmarker können vor jeden Äußerungstyp, selbst vor andere Diskursmarker gestellt werden, sind also in ihren „konstruktionellen Distributionsbeschränkungen“ (Kriterium 1) extrem frei. Gleiches gilt auch für die prosodische Realisierung, die – wie Barden/Elsterman/Fiehler (2001) zeigen – sehr variabel ist (Kriterium 3). Die „konstruktionstypischen Idiosynkrasien“ (Kriterium 2) sowie die „Formelhaftigkeit und Idiomatisierung“ (Kriterium 4) treffen zwar auf *ich mein(e)* zu, wenn man es isoliert betrachtet. Wenn man aber das abstrakte Muster von Diskursmarkern bzw. Operator-Skopos-Strukturen in den Blick nimmt, sieht man, dass eine ganze Reihe von Ausdrücken mit ähnlicher bis gleicher Funktion verwendet wird (bestimmte Konjunktionen wie *weil, obwohl, also* oder *und* ebenso wie kurze Phrasen wie *ich glaub, es is so* (vgl. Z. 19 in dem zitierten Beispiel: „es is jetzt halt SO irgendwie“)) und dass die Struktur somit alles andere als idiosynkratisch ist. Zudem zeigen sprachvergleichende Studien, dass Diskursmarker – genau auf Grund der Tatsache, dass sie wichtige gesprächsstrukturierende Funktionen haben – in zahlreichen Sprachen vorkommen (vgl. Jucker/Ziv 1996). Selbst einzelne Diskursmarker haben eine direkte Parallele in anderen Sprachen (zu *ich mein(e)* und dem englischen *I mean* vgl. Imo 2006 und 2007). Kriterien 7 und 8 treffen also auch nicht zu. Zu guter Letzt kann auch nicht gesagt werden, dass Diskursmarker an „bestimmte Situations- und Textspezifika“ (Kriterium 6) gebunden sind. Lediglich die Präferenz ihrer Verwendung in konzeptionell mündlichen Texten ist festzustellen.

Ganz offensichtlich gehören also Diskursmarker, auch wenn man die Trennung von Fries in zwei Grammatikbereiche annimmt, klar in den kerngrammatischen Bereich. Da im Fall von Diskursmarkern oft von „Grammatikalisierung“ bzw. „Pragmatikalisierung“ gesprochen wird, stellt sich die Frage, ob es sich vielleicht um eine „neue“ grammatische Struktur des ausgehenden 20. Jahrhunderts handelt. Eine kurze Sichtung von historischen Texten zeigt, dass die Struktur aber zumindest seit dem 19. Jahrhundert im Deutschen in der

mündlichen Sprache verbreitet ist. Sie scheint nicht „neu“, sondern lediglich für traditionelle Grammatiken „versteckt“ zu sein. Der Diskursmarker *ich mein(e)* findet sich beispielsweise in Theodor Fontanes Erzählung „Unterm Birnbaum“:

„Natürlich war er,“ sagte Woytasch. „Wenn einer Szulski heißt und aus Krakau kommt, ist er kattolsch. Aber das schad't nichts. Ich bin für Aufklärung. Der alte Fritze war auch für Aufklärung. Jeder nach seiner Façon ...“ „Versteht sich,“ sagte Kunicke. „Versteht sich. Und dann am Ende, wir wissen auch nicht, das heißt, **ich meine**, so ganz bestimmt wissen wir nicht, ob er ein Kattolscher war oder nicht. Un was man nich weiß, macht einen nich heiß. Nicht wahr, Quaas?“ „Nein, nein. Was man nicht weiß, macht einen nicht heiß. Und Quaasen auch nicht.“ (Fontane: „Unterm Birnbaum“, 1885: 59)

Fontane setzt „ich meine“ – ähnlich wie auch „Versteht sich“, „das heißt“, Klitisierungen wie „nich“ oder das Vergewisserungssignal „Nicht wahr“ – ein, um gesprochene Sprache darzustellen. „Ich meine“ wird hier von Kunicke weniger als Meinungsäußerung verwendet als vielmehr dazu, zu signalisieren, dass er seine Äußerung von einem sicheren „wir wissen auch nicht“ zu einem weniger sicheren „so ganz bestimmt wissen wir nicht“ herabmoduliert, also um eine Reformulierung einzuleiten.

Je umgangssprachlicher die Figuren sprechen, desto höher ist die Chance, *ich mein(e)* zu finden. Bei einem populären Autor wie Friedrich Gerstäcker finden sich besonders viele gesprochensprachliche Elemente, da er häufig Alltagsdialoge von „einfachen“ Menschen wiedergibt:

„Und was ist's denn? — gelt, Du sagst mir's?“
 „Ich muß Dir's wohl sagen;“ seufzte der Mann, „nun sieh Hanne, **ich meine** — ich habe so darüber nachgedacht, daß es jetzt hier in Deutschland immer schlechter wird mit uns — und daß wir's zu Nichts mehr bringen können, trotz aller Arbeit, trotz allem Fleiß, und daß jetzt — daß jetzt doch so viele Menschen hinüber ziehen — „
 „Hinüber ziehen?“ frug die Frau erstaunt, fast erschreckt, und legte die Hand fest auf's Herz, als ob sie die aufsteigende Angst und Ahnung über etwas Großes, Schreckliches da hinunter und zurückdrücken wolle, eh sie zu Tage käme — „wo hinüber Gottlieb?“
 „Nach Amerika;“ sagte der Mann leise — so leise daß sie das Wort wohl nicht einmal verstand. (Gerstäcker: Nach Amerika! 1855: 148)

Die Parallele zu dem Diskursmarker *ich mein(e)* aus dem oben zitierten Beispiel aus *Big Brother* ist hier besonders deutlich. Eine Umformulierung in einen Matrixsatz der Art „Ich bin der Meinung, dass ich so darüber nachgedacht habe, dass es jetzt hier in Deutschland immer schlechter wird mit uns“ macht überhaupt keinen Sinn. Durch den Gedankenstrich signalisiert Gerstäcker schon auf graphischer Ebene, dass „ich meine“ als strukturierende Floskel und nicht als Matrixsatz eingesetzt wird. Wie ein kurzer Blick auf die beiden Ausschnitte zeigt, verwendeten SprecherInnen Diskursmarker schon seit langer Zeit. Wie weit zurück sich Belege für diese Struktur finden lassen, müssen empirische Korpusanalysen an historischen

Texten zeigen. Es ist davon auszugehen, dass es sich – zumindest seit dem 19. Jahrhundert – um eine „versteckte“ grammatische Struktur handelt, die die Grammatiken durch ihre Fokussierung auf historisch überlieferte und nicht an der dialogischen Verwendung von Sprache ausgerichteten Sichtweise schlichtweg übersehen haben.¹¹ Man kann also durchaus auch auf der Basis schriftlicher Texte „versteckte“ Grammatik finden. Wie eingangs erwähnt, ist eine allein auf die Auswertung literarischer Texte gestützte Auswertung aus den folgenden beiden Gründen aber problematisch:

1. Man ist davon abhängig, was einzelne Autoren als „typisch“ für gesprochene Sprache ansehen. Ob dies der Sprachrealität entspricht, bleibt dabei offen.
2. Man muss überhaupt erst sensibilisiert werden für in literarischen Texten aufgeführte dialogisch begründete Konstruktionen. Allzu leicht wird über typisch gesprochensprachliche Konstruktionen „hinweggelesen“.

Aus diesem Grund ist es notwendig, syntaktische Strukturen heutiger gesprochener Sprache umfassend zu beschreiben, so dass man auf diese Weise herausfinden kann, welche Strukturen überhaupt existieren, um sich dann auf die Suche nach ihrem Vorkommen in älteren Texten zu machen.

3.2 Das Vergewisserungssignal *nicht wahr*?

Bei Diskursmarkern handelt es sich um Konstruktionen, die vor einer Äußerungssequenz produziert werden und dazu dienen, eine neue Handlung (z.B. eine Erläuterung, eine Begründung, eine Einräumung, eine Zusammenfassung etc.) anzukündigen. Ähnliche gesprächsstrukturierende Muster finden sich auch am Ende von Äußerungen. Als Beispiel für eine solche Konstruktion werde ich die Gruppe der Vergewisserungssignale (im Englischen bekannt als *tag questions* bzw. *question tags*) auswählen. Während in den englischen Grammatiken *tag questions* zum Teil sehr umfangreich behandelt und zudem im Englischunterricht an deutschen Schulen gelehrt werden,¹² werden sie in deutschen Grammatiken bestenfalls am Rande als Interjektionen oder Gesprächspartikeln beschrieben – so zum Beispiel bei Zifonun et al. (1997: 363): „Nur wenige Interjektionen erlauben Nachschaltung: Du kommst jetzt → gëll; Du kommst jetzt → né.“ Das *gell?* wird dabei als „Bestätigungsanforderung“ gesehen“.

¹¹ Ähnlich argumentiert auch Freywald (2008: 279), die die Konstruktion „*dass* mit Verbzweitstellung“ bis ins Althochdeutsche verfolgen kann: „Möglicherweise haben wir es bei *dass* mit V2 jedoch nicht mit einer gänzlich neuen Entwicklung zu tun, sondern lediglich mit einer quantitativen Zunahme der *dass*-V2-Konstruktionen“.

¹² Vgl. hierzu ausführlicher Imo (i.Dr.).

Man könnte nun argumentieren, dass das Deutsche ja nicht wie das Englische über die mit einem Hilfsverb gebildeten *tag*-Konstruktionen verfügt und daher das Muster deutscher *tag questions* – realisiert wie in dem Beispiel von Zifonun (1997: 363) durch *gell* – auch nicht so relevant ist. Auch im Englischen gibt es aber sogenannte *invariant tag questions* (Quirk et al. 2003: 814), die eine unveränderliche Form haben und wie Partikeln an Äußerungen angehängt werden. Darunter fallen zum Beispiel *am I right?, don't you think?, right?* oder *eh?*. Im Deutschen gibt es zu diesen *tag questions* die parallelen Formen *nicht wahr?, meinst du nicht?, nich?, ne?*.¹³ Diese haben wichtige Funktionen auf der Gesprächsebene und dienen dazu, Aussagen abzuschwächen und zur Debatte zu stellen sowie die Meinung der InteraktionspartnerInnen einzuholen. Nässlin (1984: 131) spricht dabei von einem „conduciveness and softening“ von Äußerungen, das durch *tag questions* durchgeführt wird. Damit übernehmen sie einen Teil der für ein reibungsloses Kommunizieren notwendigen Wahrung des Gesichts des Sprechers wie des Gegenübers (zum Konzept des *Gesichts* (im Original „face“) vgl. Goffman 1955). Die Funktionen der *tag questions* bzw. *Vergewisserungssignale*, wie ich sie im Folgenden in Anlehnung an den Begriff von Weinrich (2003: 933) nennen werde, liegen somit im Bereich des interpersonalen und textuellen Gesprächsmanagements.

Trägt man die – spärlichen – Informationen zusammen, die Grammatiken und Einzeluntersuchungen für das Deutsche bislang zusammengetragen haben, lassen sich Vergewisserungssignale definieren als

- i. kurze, oft einsilbige Einheiten, die
- ii. „einer anderen Äußerung angehängt werden“ (Weinrich 2005: 833) und
- iii. „beim Hörer eine Reaktion einfordern und einen steigenden Tonhöhenverlauf tragen“ (Duden 2005: 602). Als Funktionen wird angegeben, dass sie
- iv. „den in der Vorgängeräußerung eingeführten Sachverhalt nachträglich zu Disposition“ stellen (Willkop 1988: 72), um dadurch
- v. „eine Äußerung emotional zu nuancieren“ (Willkop 1988: 76), dass sie den Rezipienten ein
- vi. „Aktivitätsangebot“ (Schu/Stein 1994: 255) bieten und dass sie letztlich auf rein gesprächsstrukturierender Ebene
- vii. „als Gliederungssignal für das Ende einer Äußerungseinheit“ (Schwitalla 2002: 265) eingesetzt werden können.

¹³ Schwitalla (2002: 265) führt daneben noch „gell?“, „odr?“ (die schweizerdeutsche Variante von „oder“), „wa?“ (als berlinerische Form), „ey?“, „weißt du?“ und „verstehst du?“ an. Was die Häufigkeit angeht, so liefert die Untersuchung von Imo (i.V.) ein Indiz dafür, dass *tag questions* im Deutschen hoch frequent sind: Die *tag question ne?* kam in den untersuchten Daten im Durchschnitt alle 45 Sekunden (!) vor.

Im Folgenden werde ich das Vergewisserungssignal *nicht wahr?*¹⁴ als Beispiel herausgreifen und zeigen, inwiefern es eine zentrale grammatische Ressource für SprecherInnen in konkreten Interaktionssituationen bereitstellt. Der nachfolgende Transkriptausschnitt stammt aus einem Familiengespräch aus dem Raum Brandenburg. Die Familienmitglieder unterhalten sich darüber, ob es eine Seele gibt und welche Form sie hat:

Gesprächsbeispiel 2: *Brandenburg - Seele*

79 A ich SAge,
 80 die sEEle is ja auch nichts KÖRperliches;
 81 das ja ein ein ein (.) ein .h (.) na ja ein (.) mh geFÜHL-
 82 ein-
 83 wo sich eben alles ABspielt das is;
 84 die sEEle IS nich körperlich;
 85 die is (.) [keine ma-]
 86 B [es gibt] [zwEI SEElen;]
 87 A [keine maTERie;]
 88 B ne WEIße und ne schwArze.
 89 A is keine is keine maTERie die seele.
 90 → nich WAHR?
 91 C is sEEle eigentlich wat GEIstiges,
 92 wat man sich nur AUSdenkt?

Bevor das Transkript einsetzt, zitiert Sprecherin A eine Bekannte, die in der pathologischen Abteilung in einem Krankenhaus arbeitete und die ihr irgendwann einmal sagte, dass es keine Seele gebe, da sie beim Sezieren nie auf eine gestoßen sei. A zitiert zunächst durch „ich SAge“ (Z. 79) ihre eigene damalige Antwort und positioniert sich gleichzeitig auch im aktuellen Gespräch mit ihrer Einschätzung darüber, was die Seele ist. Ihre Formulierungsversuche weisen zahlreiche Zögerungssignale („Disfluenzmarker“ nach Fischer 1992) auf: Wortwiederholungen wie „ein ein ein“ in Z. 81 oder „is keine is keine“ (Z. 89), Pausen und Partikeln wie „ein (.) na ja“ sowie „mh“ in Z. 81, Modalpartikeln wie „ja“ (Z. 80) und „eben“ (Z. 83) sowie Abbrüche wie „ein-“ in Z. 82 oder „ma-“ in Z. 85 zeigen, dass es ihr schwer fällt, eine Definition ihres Konzepts der Seele zu geben. Nach der Zusammenfassung in Z. 89 („is keine maTERie die seele.“), die durch eine stark fallende Intonation als Abschluss der Erklärsequenz markiert ist, produziert A das abschließende Vergewisserungssignal „nicht WAHR?“ (Z. 90). Wenn man die Kriterien für Vergewisserungssignale heranzieht, stellt man fest, dass „nicht WAHR?“ mehrere Funktionen hat: Zum einen dient es – rein auf gesprächsstrukturierender Ebene – dazu, das Ende der Erklärsequenz zu markieren und den GesprächspartnerInnen zu zeigen, dass sie das Rederecht wieder übernehmen können. Auf der interpersonalen Ebene unterstreicht das Vergewisserungssignal gleichzeitig aber auch die Problematik der Erklärung: Die Versuche,

¹⁴ Von Ágel (2005) als ein zur Gruppe der „Nähezeichen“ gehörendes „Kontaktsignal“ bezeichnet.

die Seele zu definieren, werden zur Disposition gestellt, d.h. für die weitere Diskussion und für mögliche Modifikationen geöffnet. Mit *nicht wahr?* haben SprecherInnen so ein Mittel an der Hand, Argumentationen zu steuern und eigene Aussagen dahingehend zu markieren, welchen Stellenwert (Wahrheitsgehalt, Ausformuliertheit, emotionale Bindung des Sprechers an die Aussage) sie haben sollen.

Wie bei den Diskursmarkern könnte man auch bei den Vergewisserungssignalen die Frage stellen, ob es sich um ein „randgrammatisches“ Phänomen handelt. Die Antwort fällt genauso aus: Auch Vergewisserungssignale haben kaum „konstruktionelle Distributionsbeschränkungen“ (Kriterium 1), d.h. sie können an beliebige Äußerungen (Fragen, Aussagen, sogar Imperative) angehängt werden. Auch im Bereich der Prosodie (Kriterium 3) sind sie variabel: Eine fallende Tonhöhe signalisiert eher Funktionen auf der gesprächsstrukturellen Ebene (Ende des Sprecherbeitrags, Ende einer Sequenz), mit einer steigenden Tonhöhe werden eher interpersonelle Funktionen (Zustimmung oder Reaktion der Gesprächspartner einfordern) aktiviert (vgl. hierzu die Untersuchung zu dem Vergewisserungssignal *verstehst du?* in Imo 2007). Konstruktionsbezogene „Idiosynkrasien“ (Kriterium 2) sowie „Formelhaftigkeit und Idiomatisierung“ (Kriterium 4) finden sich zwar, wenn man in den Bereich der Etymologie einiger Ausdrücke geht: So hat sich das Vergewisserungssignal *gell?* beispielsweise aus der floskelhaften Bekräftigungsäußerung „es möge gelten“ (vgl. Duden 1989: 228 und Auer/Günthner 2004: 13) entwickelt. Geht man aber über die reine Wort- bzw. Phrasenebene hinaus auf die syntaktische Ebene, erhält man ein anderes Bild: Wenn auch einige Vergewisserungssignale wie *gell?*, *oder?*, *wa?* oder *woll?* eher regional geprägt sind, finden sich die meisten (*nich?*, *ne?*, *nich wahr?*, *verstehst du?*, *weißt du?*) sprecherübergreifend. Das gesamte syntaktische Muster *Äußerung + Vergewisserungssignal* ist nicht idiosynkratischer als die traditionell „kerngrammatischen“ Muster *Matrixsatz + eingeleiteter Nebensatz* oder *Fragesatz mit Verberststellung*. Schon der Blick auf die englischen *tag questions* (aber auch beispielsweise auf das französische *n'est-ce pas*) zeigt, dass auch die Kriterien der „einzelsprachlichen Konstruktionsmuster“ (Kriterium 7) und der „Ausnahmen zu universell bevorzugten Relationen“ (Kriterium 8) nicht zutreffen. Auch die Bindung an „bestimmte Situations- und Textspezifika“ (Kriterium 6) kann nicht zur Abgrenzung herangezogen werden. Vergewisserungssignale sind durch ihre doppelte Funktionalität auf gesprächsstrukturierender und interpersoneller Ebene in allen Bereichen universell einsetzbar, in denen Sprache interaktiv verwendet wird (d.h. also in prototypischer face-to-face Interaktion ebenso wie in quasi-synchroner computervermittelter Kommunikation, wie z.B. dem Chat).

Zu guter Letzt kann man natürlich auch wieder die Frage stellen, ob nicht vielleicht wenigstens Vergewisserungssignale ein sprachgeschichtlich neues Phänomen im Deutschen darstellen und aus diesem Grund so stiefmütterlich von den Grammatikern behandelt wurden. Auch diese Hoffnung trägt – in den beiden Texten von Fontane und Gerstäcker finden sich neben Diskursmarkern ganz selbstverständlich auch Vergewisserungssignale:

„Versteht sich,“ sagte Kunicke. „Versteht sich. Und dann am Ende, wir wissen auch nicht, das heißt, ich meine, so ganz bestimmt wissen wir nicht, ob er ein Kattolscher war oder nicht. Un was man nich weiß, macht einen nich heiß. **Nicht wahr, Quaas?**“
 „Nein, nein. Was man nicht weiß, macht einen nicht heiß. Und Quaasen auch nicht.“
 Alle lachten und selbst Hratscheck, der bis dahin eine würdige Zurückhaltung gezeigt hatte, stimmte mit ein. (Fontane: 1885: 59)

In Theodor Fontanes „Unterm Birnbaum“ findet sich ein ähnlich gelagerter Fall wie in dem oben analysierten Beispiel aus den Familiengesprächen. Der Sprecher Kunicke liefert eine Einschätzung, die er mit einem Sprichwort („Un was man nich weiß, macht einen nich heiß“) abschließt. Diesem Abschluss wird dann ein Vergewisserungssignal mit einer namentlichen Adressierung („Nicht wahr, Quaas?“) angehängt. Kunicke markiert somit einerseits seinen Redezug als beendet und fordert andererseits (im Sinne eines „Aktivitätsangebots“ nach Schu/Stein 1994: 255) von Quaas eine Reaktion darauf ein.

Eine etwas andere Funktion hat *nicht wahr?* in folgendem Ausschnitt aus Gerstäckers Roman „Nach Amerika!“:

„Ih nun, das lassen Sie gut sein,“ sagte aber Weigel, mit dem Kopf schüttelnd — „sechshundert Thaler richtig angewandt könnten in der That in kurzer Zeit zu so viel Tausenden werden.“
 „Wenn man sich Sächsische Löbau-Zittauer Eisenbahnactien dafür kaufte, **nicht wahr?**“ sagte Schollfeld, das Gesicht halb in den ebengebrachten Krug versteckt, und einen grimmigen Blick über den Rand desselben hin, nach dem Auswanderungsagenten schießend.
 „Nun das gerade nicht,“ schmunzelte Herr Weigel, sein Glas ein wenig weiter auf den Tisch schiebend, und sich die Hände reibend, „da wüßte ich doch noch eine bessere Speculation.“
 „Und die wäre,“ sagte der Actuar, seitwärts zu ihm aufschauend.
 „Wenn Sie sich eine kleine Farm in Amerika kauften.“
 „Puh!“ rief Schollfeld, verächtlich den Kopf abwendend, „jetzt sein Sie so gut, kommen Sie uns hier nicht mit Ihrer alten Leier von dem verdammten Amerika, und verderben Sie uns das Bier nicht — hier ist auch Nichts zu verdienen, denn von uns geht doch keiner hinüber.“
 (Gerstäcker: Nach Amerika! 1855: 183)

Der „Auswanderungsagent“ Herr Weigel ist kurz zuvor an den Tisch der Hauptpersonen getreten, gratuliert einem von ihnen (Schollfeld) zu seiner Erbschaft von sechshundert Talern und erwidert auf dessen Klage, dass sechshundert Taler nicht allzu viel Geld sei, dass „richtig angewandt“ daraus aber schnell mehrere tausend Taler werden könnten. Auf diese Bemerkung reagiert Schollfeld, indem er Weigel den ironisch gemeinten Vorschlag in den

Mund legt, „Sächsische Löbau-Zittauer Eisenbahnactien“ zu kaufen. Da alle Beteiligten am Tisch wissen, dass Weigel als Auswanderungsagent sein Geld verdient, wissen sie, worauf Weigel hinaus will – Schollfeld weiß, dass Weigel darauf spekuliert, dass er sein Geld in eine Auswanderung investieren möge. Durch das nachgestellte „nicht wahr?“ markiert Schollfeld hier nicht, dass seine Äußerung zur Disposition gestellt werden oder emotional nuanciert werden soll, er will vielmehr bei Weigel eine Reaktion einfordern, d.h. er fordert dessen Widerspruch (und seinen Gegenvorschlag) heraus.

Die breite Verwendung von Vergewisserungssignalen im Rahmen einer syntaktischen Struktur (*Äußerung + Vergewisserungssignal*), die sowohl in gesprochensprachlichen Korpora des heutigen Deutsch als auch in historischen schriftsprachlichen Korpora attestiert werden kann, führt zu dem Schluss, dass es sich auch hier wieder um „versteckte Grammatik“ handelt, dass also der Ausschluss dieses Musters aus der grammatischen Beschreibung reine Willkür ist. Die empirische Analyse von gesprochensprachlichen dialogischen Korpora trägt zur Aufdeckung dieser vernachlässigten Strukturen bei, die man in einem zweiten Schritt dann historisch verfolgen kann.

4. Fazit: „Versteckte Grammatik“ statt „Randgrammatik“

In seiner Diskussion der Sprachauffassung Wilhelm von Humboldts fasst Trabant (2002: 91) diese wie folgt zusammen:

‘Sprache’ ist also für Humboldt nicht die Grammatik und das Wörterbuch, diese Beschreibungen der Struktur sind das ‚todte Gerippe‘. Der lebendige Körper der Sprache ist die ‚verbundene Rede‘. Daher kann auch, was Sprache ist, [...] nur in den Texten, in den verbundenen Reden, erfasst werden. Selbst schlechte Texte sind besser als diese ‚grammatischen Hilfsmittel‘, um ‚daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen [...]‘. (Trabant 2002: 91)

Grammatiken sollten sich also bemühen, nicht primär eine abstrahierte, vom Sprachgebrauch reduzierte Struktur zu beschreiben (Saussures „langue“ oder Humboldts „todtes Gerippe“), sondern vielmehr nachvollziehen, auf welche Weise sprachliche Mittel eingesetzt werden können, um „verbundene Rede“ zu erzeugen: Sprache wird primär für dialogische Zwecke eingesetzt, was man in der großen Menge medial schriftlich aber konzeptionell mündlich (d.h. dialogisch) organisierter neuer Kommunikationsformen (Chat, E-Mail, Foren, Gästebücher) innerhalb der computervermittelten Kommunikation sehr schön sehen kann. Die hier beschriebenen Strukturen der Diskursmarker und Vergewisserungssignale sind geradezu Paradebeispiele für dialogische Grammatik: Sie dienen dazu, den RezipientInnen von Äußerungen anzuzeigen, welche Aktivität durchgeführt wird, wer wann und zu welchem

Zweck spricht, wie der Produzent zu seiner Äußerung steht, welche Reaktion erwartet wird etc. Ohne diese scheinbar bedeutungslosen „kleinen Wörter“ (Schwitalla 2002) geht der Sprache das „Schmiermittel“ verloren, das sie benötigt, um in der Interaktion funktionieren zu können. Sprachkenntnis muss somit primär gefasst werden als Sprachgebrauchskennntnis, als die Fähigkeit, Sprache in konkreten Situationen und in der Interaktion anzuwenden. Wenn man das als die zentrale Sprachkenntnis annimmt, die so etwas wie „Grammatik“ konstituiert, so liegt es nahe, nicht nach einem abstrakten Regelsystem zu suchen, sondern nach der Methodik von Musterorientierung und Variation, die hinter dem Sprechen liegt. Man könnte sogar so weit gehen, das Verhältnis von Grammatik und Interaktion umzukehren, wie es Haspelmath (2002: 270) vorschlägt, wenn er Grammatik als „geronnenen Diskurs“ bezeichnet. Hinter dieser Auffassung steht die Idee, dass sprachliche Kategorien aus ihrem Gebrauch entstehen, dass also SprecherInnen wiederholte ähnliche Strukturen für ähnliche Zwecke einsetzen und so im Laufe der Zeit die Illusion fester Kategorien entsteht. Wenn man die Basis der Grammatikschreibung auf empirischem Boden errichtet, vermeidet man das durch abendländische Tradition verfestigte Denken in absoluten Kategorien.

Literatur

- Ágel, V. (2005): Wort-Arten aus Nähe und Distanz. In: Knobloch, C./B. Burkhard Schaefer (Hrsg.): Wortarten und Grammatikalisierung. Berlin, S. 95-126.
- Auer, P. (1991): Vom Ende deutscher Sätze. In: ZGL 19, S. 139-157.
- Auer, Peter (2002): On line-Syntax – Oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, S. 43-56.
- Auer, P./S. Günthner (2004): Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen – ein Fall von Grammatikalisierung? In: Leuschner, T./T. Mortelsmans, (Hrsg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin, S. 335-362.
- Barden, B./M. Elstermann/R. Fiehler (2001): Operator-Skopos-Strukturen in gesprochener Sprache. In: Lidtke, F./F. Hundsnurscher (Hrsg.): Pragmatische Syntax. Tübingen, S. 197-232.
- Betz, R. (2006): Gesprochensprachliche Elemente in deutschen Zeitungen. Radolfzell.
- Brinton, L. J. (1996): Pragmatic Markers in English: Grammaticalization and Discourse Functions. Berlin.
- Bubenhofer, N. (2009): Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse. Berlin.
- Croft, W. (2002): Radical Construction Grammar. Oxford.
- Deppermann, A. (2006): Construction Grammar – eine Grammatik für die Interaktion? In: Deppermann, A./R. Fiehler/T. Spranz-Fogasy (Hrsg.): Grammatik und Interaktion. Radolfzell.
- Deppermann, A. (2007): Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht. Berlin.
- Diekmannshenke, H. (2002): „und meld’ dich mal wieder!“ Kommunizieren mittels Postkarte, in: Wyss, E. L./U. Schmitz (Hrsg.): Briefkommunikation im 20. Jahrhundert (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Bd. 64), Duisburg, S. 93-124.

- Duden (1989): Das Herkunftswörterbuch. Mannheim.
- Duden (1998⁶): Die Grammatik. Mannheim.
- Duden (2005⁷): Die Grammatik. Mannheim.
- Elspaß, S. (2002): Alter Wein und neue Schläuche? Briefe der Wende zum 20. Jahrhundert und Texte der neuen Medien – ein Vergleich. In: Wyss, E. L./U. Schmitz (Hrsg.): Briefkommunikation im 20. Jahrhundert (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Bd. 64), Duisburg, S. 7-31.
- Elspaß, S. (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen.
- Fischer, Kerstin (2006): Konstruktionsgrammatik und situationales Wissen. In: Günthner, S./W. Imo (Hrsg.): Konstruktionen in der Interaktion. Berlin, S. 343-364.
- Fillmore, C. J. (1988): The Mechanisms of 'Construction Grammar'. In: Proceedings of the annual meeting of Berkeley Linguistics Society, Bd. 14, S. 35-55.
- Fillmore, C. J./P. Kay/M. C. O'Connor (1988): Regularity and Idiomaticity in Grammatical Constructions: the Case of Let Alone. In: Language 64, S. 501-538.
- Fontane, T. (1885): Unterm Birnbaum. Zitiert nach der digitalisierten Version des Gutenberg eBook Projekts in der Version von 2008, Zugriff am 11.3.2009. URL: <http://www.gutenberg.org/files/26686/26686-h/26686-h.htm>.
- Fraser, B. (1990): An Approach to Discourse Markers. Journal of Pragmatics 14, 383-395.
- Freywald, U. (2008): Zur Syntax und Funktion von dass-Sätzen mit Verbzweitstellung. In: Deutsche Sprache 36, S. 246-285.
- Fries, N. (1987): Zu einer Randgrammatik des Deutschen. In: Meibauer, J. (Hrsg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen, S. 75-95.
- Gerstäcker, F. (1855): Nach Amerika!. Zitiert nach der digitalisierten Version der Gutenberg eBook Projekts in der Version von 2006, Zugriff am 11.3.2009. URL: <http://www.gutenberg.org/files/18475/18475-h/18475-h.html>.
- Goffman, E. (1955): On face-work: An analysis of ritual elements in social interaction. In: Psychiatry 18, S. 213-231.
- Gohl, C./S. Günthner (1999): Grammatikalisierung von *weil* als Diskursmarker in der gesprochenen Sprache. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18 (1), S. 39-75.
- Goldberg, A. (1996): Construction Grammar. In: Brown, E. K./J. E. Miller (Hrsg.): Concise Encyclopedia of Syntactic Theories. New York, S. 68-70.
- Günthner, S. (1999): Entwickelt sich der Konzessivkonjektor *obwohl* zum Diskursmarker? Grammatikalisierungstendenzen im gesprochenen Deutsch. In: Linguistische Berichte 180, S. 409-446.
- Günthner, S. (2003): Eine Sprachwissenschaft der ‚lebendigen Rede‘. Ansätze einer anthropologischen Linguistik. In: Linke, A./H. Ortner/P. Portmann (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen, S. 189-209.
- Günthner, S. (2004): Grammatikalisierungs-/Pragmatikalisierungserscheinungen im alltäglichen Sprachgebrauch. In: Eichinger, L. M./W. Kallmeyer (Hrsg.): Standardvariation. Berlin, S. 41-62.
- Günthner, S. (2006): Pseudocleft-Konstruktionen im gesprochenen Deutsch. In: Günthner, S./W. Imo (Hrsg.): Konstruktionen in der Interaktion. Berlin, S. 59-90.
- Günthner, S./W. Imo (2006): Konstruktionen in der Interaktion. Berlin.
- Haspelmath, M. (2002): Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, S./E. König (Hrsg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt/Main, S. 262-286.
- Helbig, G./J. Buscha (2001): Deutsche Grammatik. Berlin.

- Imo, W. (2006): A Construction Grammar approach to the phrase I mean in spoken English. In: Arbeitspapierreihe GIDI (Grammatik in der Interaktion), (4). URL: <http://noam.uni-muenster.de/gidi/>.
- Imo, W. (2007): Construction Grammar und Gesprochene-Sprache-Forschung: Konstruktionen mit zehn matrixsatzfähigen Verben im gesprochenen Deutsch. Tübingen.
- Imo, W. (i. Dr.): ‚Jetzt gehn wir einen trinken, gell?‘ Vergewisserungssignale (tag questions) und ihre Relevanz für den DaF-Unterricht. In: Moraldo, S. (Hrsg.): Deutsch aktuell 2. Einführung in die Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache.
- Imo, Wo. (i.V.) How holistic can *Construction Grammar* get? On the problems of integrating prosodic information into constructions.
- Jucker, A. H./Y. Ziv (1996): Discourse Markers. Amsterdam, S. 13-61.
- Keller, R. (1997): The Natural Language: A Spontaneous Order and its Socio-Cultural Evolution. In: Keller, R./K. Menges (Hrsg.): Emerging structures in interdisciplinary perspective. Tübingen, S. 1-13.
- Langacker, R. W. (1987): Foundations of Cognitive Grammar, Vol. 1 und 2. Stanford.
- Lenk, U. (1998): Discourse markers and global coherence in conversation. In: Journal of Pragmatics 30, S. 245-257.
- Linell, P. (2005): The written language bias in linguistics: its nature, origins and transformations. London.
- Mazeland, H. (2007): Parenthetical Sequences. In: Journal of Pragmatics 39, S. 1816-1869.
- Nässlin, S. (1984): The English Tag Question. Stockholm.
- Ono, T./S. A. Thompson (1995): What can Conversation tell us about Syntax? In: Davis, P.W. (Hrsg.): Alternative Linguistics. Descriptive and Theoretical Modes. Amsterdam, S. 213-271.
- Quirk, R. u.a. (2003): A Comprehensive Grammar of the English Language. Harlow.
- Schiffrin, D. (1987): Discourse Markers. Cambridge.
- Schourup, L. C. (1982): Common Discourse Particles in English Conversation. Diss. Columbus.
- Schu, J./S. Stein (1994): Lexikalische Gliederungssignale in spontan gesprochener Sprache: Mehr Fragen als Antworten?. In: Deutsche Sprache 22, 152-180.
- Schwitalla, J. (2002): Kleine Wörter. Partikeln im Gespräch. In: Dittmann, J./C. Schmidt (Hrsg.): Über Wörter. Freiburg/Brsg., S. 259-282
- Selting, M. (1994): Konstruktionen am Satzrand als interaktive Ressource in natürlichen Gesprächen. In: Haftka, B. (Hrsg.): Was determiniert Wortstellungsvariation?. Opladen, S. 299-318.
- Selting, M. u.a. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem. In: Linguistische Berichte 173, S. 91-122.
- Selting, M./E. Couper-Kuhlen (2001): Forschungsprogramm ‚Interaktionale Linguistik‘. In: Linguistische Berichte 187, S. 257-287.
- Thim-Mabrey, Christiane (1988): Satzadverbialia und andere Ausdrücke im Vorvorfeld. In: Deutsche Sprache 16, S. 52-67.
- Trabant, J. (2002): Das tote Gerippe und die Arbeit des Geistes. Überlegungen im Anschluss an Humboldt. In: Krämer, S./E. König (Hrsg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?. Frankfurt, S. 76-92.
- Weinrich, H. (2003): Textgrammatik der deutschen Sprache. Hildesheim.
- White, H. C. (1995): Network Switchings and Bayesian Forks: Reconstructing the Social and Behavioral Sciences. In: Social Research 62, S. 1035-1063.
- Willkop, E.-M. (1988): Gliederungspartikeln im Dialog. München.
- Zifonun, G. u.a. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Berlin.

